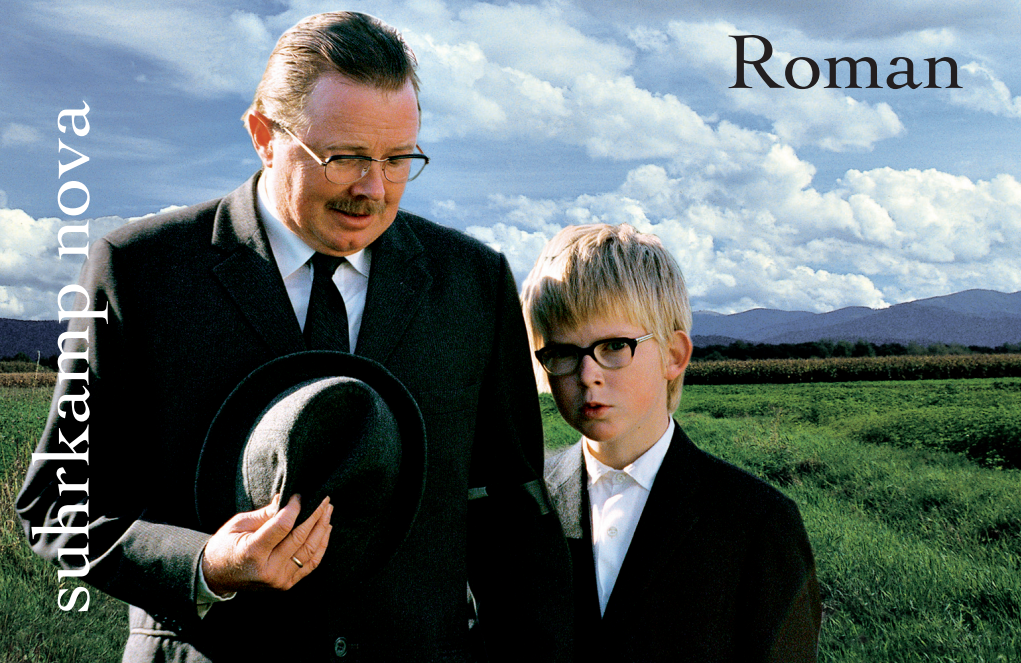


Erling
Jepsen

Die Kunst
im Chor
zu weinen

Roman

subir
kamp
nova



suhrkamp nova

Erling Jepsen
Die Kunst, im Chor zu weinen

Roman

Aus dem Dänischen von
Ulrich Sonnenberg



Suhrkamp

Die Originalausgabe erschien 2002 unter dem Titel

Kunsten at grade i kor

Copyright © 2002 by Erling Jepsen

Published by agreement with Borgens Forlag A/S, Copenhagen
and Leonhardt & Høier Literary Agency A/S, Copenhagen

Dieses Projekt wurde mit Unterstützung der

Europäischen Kommission finanziert.

Die Verantwortung für den Inhalt dieser Veröffentlichung (Mitteilung)
trägt allein der Verfasser; die Kommission haftet nicht
für die weitere Verwendung der darin enthaltenen Angaben.



Umschlagfoto: © Søren Rønholt

www.roenholt.dk

suhrkamp taschenbuch 4030

Erste Auflage 2008

Deutsche Erstausgabe

© der deutschen Ausgabe Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 2008

Suhrkamp Taschenbuch Verlag

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das
der Übersetzung, des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Druck: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm

Printed in Germany

Umschlag: Göllner, Michels

ISBN 978-3-518-46030-6

1 2 3 4 5 6 – 13 12 11 10 09 08

Die Kunst, im Chor zu weinen

KAPITEL I

Die Macht der Worte

Die sagen ein Wort im Fernsehen, ein Wort, das ich nicht verstehe. Eine Frau sagt es, so langsam und deutlich, als müssten alle es verstehen. Das macht es aber nur schlimmer, denn was sie sagt, passt nicht zu dem, was ich sehe. Sonst ist Fernsehen immer so gut, wir haben unseres erst heute bekommen, als Letzte in der Straße, und ich bin den ganzen Weg von der Schule nach Hause gerannt. Und nun *das*.

Das Wort heißt *Usus*. Es ist kein besonders langes Wort und mir ist es ein bisschen peinlich, denn ich bin gerade elf Jahre alt geworden. Und es gibt niemanden, der es mir erklären kann, ich sitze allein im Wohnzimmer.

Ich laufe in die Küche und warte an der Tür zum Laden. Meine Mutter bedient gerade und es dauert eine Ewigkeit, bis sie endlich zu mir kommt.

»*Usus?*«, fragt sie. Sie setzt sich mit einem Geschirrtuch in der Hand auf einen Küchenstuhl; nachdenken kann sie nämlich am besten mit einem Geschirrtuch in der Hand. Während sie es zusammenwirbelt, schaut sie erst auf den Boden, dann aus dem Fenster.

»Wenn man etwas Bestimmtes richtig oft macht, dann wird es schließlich *Usus*, es wird zur Gewohnheit.«

»Egal, was es ist?«

»Ja«, sagt sie.

Unglaublich, dass sich etwas, das man tut, einfach so von einer Sache in eine andere verwandeln kann, nur weil man es oft genug macht. Das ist schwer zu verstehen. Stimmt es denn überhaupt?

»Es hat was mit Wasser zu tun«, erkläre ich ihr. »Da war ein Wasserhahn im Fernsehen, als die Frau das gesagt hat.«

»Versteh' ich nicht«, erwidert Mutter.

»Aber es ist wahr, sie stand neben einem Wasserhahn, als sie es gesagt hat.«

Das Geschirrtuch erfährt eine Extradrehung. Dann versucht sie es noch einmal, diesmal mit Beispielen: Dass wir zum Frühstück Haferbrei essen, ist bei uns Usus, denn wir essen jeden Morgen Haferbrei. Usus ist es auch, dass Vater Milch ausfährt und ..., aber hier unterbreche ich sie. Es kann nicht stimmen. Es muss etwas mit Wasser zu tun haben, tot-sicher.

»Warten wir, bis Vater nach Hause kommt«, sagt sie schließlich.

»Nein, ich will's jetzt wissen, wieso weißt du's denn nicht?«

»Aber ich weiß es doch, du glaubst mir ja nur nicht.«

Nein, ich glaube ihr nicht, nicht wirklich. Mutter ist nicht die Richtige, um Wörter zu erklären, und das weiß sie genau – wieso würde sie wohl sonst auf Vater warten wollen? Weil er es besser kann, Wörter sind sein Gebiet, ich muss ihn fragen. Eigentlich habe ich auch gar nichts dagegen, denn normalerweise freut er sich darüber und dann ist er nett zu Mutter und alles ist gut. Außerdem hört Vater die Hausaufgaben ab, vor allem, seit ich in die fünfte Klasse versetzt worden bin und Noten bekomme. Er liest viel mehr Zeitung als Mutter und braucht eine Lesebrille; allerdings kratzt er sich beim Zeitunglesen häufig mit dem Ende eines Kugelschreibers im Ohr, und wenn man den danach in den Mund steckt, schmeckt er nach altem Käse. Mutter betet dafür das Abendgebet mit mir, wenn ich ins Bett gebracht werde, das kann sie am besten. Sie würde gern einen Engel über dem Kopfende

des Bettes aufhängen, aber daraus wird nichts, denn dort hängt Tarzan. Er ist so eine Art Schutzheiliger für mich und ich glaube, Mutter findet ihn auch gut – zumindest lässt sie ihn hängen. Als ich sie abends mal fragte, wozu das Vaterunser eigentlich gut ist, antwortete sie, ich würde sonst nachts aus dem Bett fallen und mir wehtun. Sie sagte es, ohne zu zwinkern, also habe ich nicht noch mal gefragt.

Es klopft an der Haustür und Mutter geht hinaus, um zu öffnen. Es ist meine Spielkameradin Mette.

»Habt ihr jetzt auch Fernsehen?«, fragt sie. »Darf ich's mal sehen?«

»Aber sicher darfst du das«, antwortet Mutter, doch ich quetsche mich zwischen die beiden und versetze Mette einen Schubs.

Ich sage: »Nein, darfst du nicht, es ist ein Scheißfernseher!«

»Ist er schon kaputt?«

»Natürlich nicht«, sagt Mutter und geht mit Mette ins Wohnzimmer.

»Lügt er?«

Ich schubse sie noch mal, wieso geht sie denn nicht einfach nach Hause? »Jetzt wäre ich aber sehr ungerecht«, meint Mutter. Ich bin nämlich das ganze letzte Jahr immer zu Mettes Eltern gegangen, um fernzusehen, und sie haben nie etwas dagegen gehabt. Mutter hat recht, was das angeht, sind die Nachbarn drüben auf der anderen Straßenseite wirklich nett. Ich musste nur daran denken, »Auf Wiedersehen und vielen Dank, dass ich Fernsehen gucken durfte« zu sagen, wenn ich ging, aber das fällt mir nicht sonderlich schwer. Ich spreche das inzwischen so schnell aus, dass mich kein Mensch mehr versteht.

»Wiedersehen und vielen Dank dass ich Fernsehengucken durfte.«

»Wie bitte?«, fragen sie und drehen sich verdutzt nach mir um. Aber dann bin ich bereits weg.

Mette setzt sich vor den Bildschirm und Mutter geht wieder in die Küche. Mette ist ein paar Jahre jünger als ich und meine Eltern sagen, ich soll nett zu ihr sein und Geduld mit ihr haben, schließlich sei ich der Größere. Aber ich kann doch nichts dafür, dass ich der Größere bin, das liegt doch nur daran, dass sie so klein ist. Sie dreht sich zu mir um und grinst auf eine Weise, dass ich ganz einfach an ihren Rattenschwänzchen ziehen muss. Sie schreit wie am Spieß und läuft hinaus zu Mutter – die mich ins Bett schickt, obwohl ich schon lange aufgehört habe, Mittagsschlaf zu halten. »Jetzt bleibst du hier liegen und wartest, bis Vater nach Hause kommt«, sagt sie.

Mutter glaubt bestimmt, ich hätte Angst, aber das stimmt gar nicht. Hoffentlich kommt Vater bald nach Hause, ich bin sicher, er wird mir Usus so erklären, dass ich verstehe, was es bedeutet; er weiß so etwas, er weiß überhaupt alles über *Worte*.

Ich höre das Milchauto in der Einfahrt und kurz darauf, wie Vater Ware ablädt. Dann unterhält er sich mit Mutter im Wohnzimmer und nun höre ich Vaters Schritte auf der Treppe. Am besten, ich bereite mich auf ein Donnerwetter oder Schlimmeres vor.

Vater kommt in mein Zimmer und setzt sich aufs Bett. Seine große warme Hand greift auf der Decke nach meiner und ein kleines Lächeln umspielt seine Lippen.

»So, du willst also gern wissen, was Usus bedeutet?«

»Ja«, sage ich.

»Wenn man etwas Bestimmtes richtig oft macht, dann wird es schließlich Usus, es wird zur Gewohnheit.«

Nanu, genau dasselbe hat Mutter doch auch gesagt!

»Ja, aber es hat was mit Wasser zu tun«, fange ich wieder an. »Da war ein Wasserhahn ...«

»Die haben wahrscheinlich gemeint, dass man nicht vergessen darf, sich die Hände zu waschen, wenn man auf dem Klo war, oder? Es ist Usus, dass man sich die Hände wäscht, wenn man auf dem Klo gewesen ist, eine Gewohnheit. Das ist die Bedeutung.«

Vater hat keinerlei Zweifel und ich habe das Gefühl, dass diese Aufgabe beinahe zu leicht für ihn gewesen ist. Er ist absolut sicher, dass er die Antwort weiß, die einzig richtige Antwort, und ich glaube ihm sofort und beruhige mich vollkommen.

»Ach so«, sage ich, »wenn man auf dem Klo gewesen ist ...«

»Ja«, sagt er.

»Und wieso hat Mutter das nicht gesagt?«

»Mutter hat es erklärt, so gut sie konnte«, erwidert er. »Steh jetzt auf und geh spielen.«

Ich stehe auf und denke, dass ich alles verstehe und alles auf der Welt gut ist, solange ich Vater habe, der es mir erklärt. Vater mit seinen großen warmen Händen.

Mutter scheint einen Zentimeter kleiner geworden zu sein, als ich zu ihr herunterkomme, aber ich glaube nicht, dass sie sich deshalb Gedanken macht, ganz im Gegenteil. Sie lächelt und sagt, dass Vater doch über alles Bescheid weiß.

»Über wirklich alles?«, frage ich.

Vater steht hinter ihr und liest Zeitung, er kratzt sich mit einem Kugelschreiber im Ohr. Dann lacht er kurz auf und es dauert einen Moment, bis sie antwortet.

»Über alles«, sagt sie.

Wir müssen die Möbel im Wohnzimmer ein bisschen um-

stellen, bis wir alle in einem Abstand von drei Metern vor dem Bildschirm sitzen. Und drei Meter müssen es sein, das weiß jeder; sitzt man zu nah dran oder zu weit weg, kann das zu bleibenden Augenschäden führen.

Auf Dänemark gibt es eine Sendung über moderne Kunst. Die Zuschauer werden durch ein Museum mit Gemälden und Skulpturen geführt, bei denen man nicht erkennen kann, was sie eigentlich darstellen, und ein Mann spricht ständig davon, dass das auch gar nicht beabsichtigt ist. Wir schauen eine halbe Stunde andächtig zu. Dann schlägt Mutter ganz vorsichtig vor, auf Deutschland umzuschalten.

»Mitten in einer Sendung?«, fragt Vater.

»Nein, natürlich erst, wenn sie zu Ende ist«, fügt sie eilig hinzu.

Also sitzen wir noch eine Viertelstunde vor dem Apparat, ohne einen Ton zu sagen; ich bekomme allmählich Bauchschmerzen und meine große Schwester Sanne zappelt mit den Beinen. Wir schauen uns einen Moment an und ich sehe, dass wir den gleichen Gedanken haben.

»Man kann schon mitten in der Sendung umschalten«, sagen wir beide wie aus einem Mund.

»Das weiß ich auch«, erwidert Vater, »aber das kann schnell zu einer schlechten Gewohnheit werden.«

»Einem Usus?«, frage ich.

»Genau«, sagt er. »Und was werden die sagen, die das Programm gemacht haben, wenn sie es erfahren?«

»Aber die erfahren es doch gar nicht«, behauptet Sanne.

Ich bin da nicht so sicher, finde aber, dass wir das Risiko eingehen sollten. Kurz darauf steht Vater auf und schaltet um. Wir halten den Atem an, als er an dem Knopf dreht – und was soll ich sagen, es klappt wirklich: Wir sehen jetzt eine deutsche Sendung und das Bild ist ebenso scharf wie

auf Dänemark. Es ist ein Unterhaltungsprogramm, Frauen mit großen Busen und Bierkrügen in den Händen singen deutsche Schlager. Mutter merkt auf, es kommt Leben in ihre Augen, denn im Unterschied zu uns versteht sie Deutsch. Ihre Mutter war Deutsche und sie hat ihre Jugend in Hamburg verbracht. Es dauert nicht lange, bis sie mitsingt, erst mit einer unglaublich dünnen Stimme, dann lauter und lauter, und irgendwann hebt sie ihren Kaffeebecher – einen Bierkrug hat sie schließlich nicht – und prostet denen auf dem Bildschirm zu.

»Schalt doch wieder auf Dänemark«, bittet Sanne Vater, »könnte sein, dass da jetzt was anderes kommt.«

»Ich soll schon wieder mitten in einer Sendung umschalten?«

Mutter wagt nichts zu sagen.

»Mettes Eltern machen das auch«, erkläre ich.

»Ja doch, ja«, seufzt Vater und steht aus seinem Sessel auf. »Aber das ist jetzt das letzte Mal, wir können doch nicht ständig hin- und herschalten, man wird ja seekrank dabei.«

Doch die Museumsführung auf Dänemark ist noch nicht zu Ende, und fast sieht es so aus, als würde sie an der Stelle fortgesetzt, an der wir umgeschaltet hatten. Eigentlich ist niemand von uns noch aufnahmefähig, aber zugeben wollen wir es auch nicht, ist es doch der erste Abend mit unserem eigenen Fernseher. Mutter fängt wieder an zu singen, hinein in die Stille, aber es wirkt ein wenig fehl am Platz. Vater schaut auf die Standuhr.

»Jetzt haben wir eine Stunde ferngesehen«, stellt er fest und schaltet ab, »jetzt muss es gut sein. Morgen ist auch noch ein Tag.«

Als ich meinen Schlafanzug angezogen habe und auf einem Hocker am Waschbecken stehe und mir die Zähne putze, singt Mutter noch immer. Jetzt nicht mehr auf Deutsch, sondern auf Dänisch, so dass wir anderen mitsingen können. Vater ist ihr behilflich, wenn sie den Text vergessen hat, das passiert ziemlich oft. Er selbst singt allerdings nicht mit, er sagt ihr nur die Wörter vor. Die meisten Lieder kann er auswendig, die aus dem Gesangbuch ebenso wie die guten alten Schlager. In unserer Familie hören wir am liebsten Schlager, und sie dürfen ruhig ein bisschen sentimental sein, das macht gar nichts.

Vater sagt den Text von den Bergvagabunden auf und Mutter summt die Melodie dazu, dann kommt das Lied mit der kleinen Wildente und ihrem warmen Nest. Das ist das feste Programm. Ich setze mich auf eins von Vaters Knien, Sanne auf das andere. Nach der Wildente dürfen wir uns etwas wünschen und natürlich wünschen wir uns das Lied von dem kleinen kranken Mädchen, das nicht mehr aus dem Krankenhaus kommt.

»Das habe ich mir gedacht«, sagt Vater. »Können wir heute Abend nicht ausnahmsweise mal was anderes singen?«

»Och, bitte«, betteln wir, »ist doch Sonnabend.«

Aber dann gibt er wie gewöhnlich nach, denn eigentlich wollte er sich ja auch nur bitten lassen.

Bei der zweiten Strophe werden Mutters Augen feucht und das ist sozusagen der Startschuss: Kurz darauf weinen alle, auch Vater und Sanne, obwohl sie eigentlich nicht weinen will, und ich selbst natürlich auch. Wir schluchzen so laut, dass wir uns kaum noch singen hören können. So wird es doch noch ein schöner Abend und meine Bauchschmerzen sind auch verschwunden. Als Nächstes stimmen wir »Es hängt ein Pferdehalfter an der Wand« an, fallen uns gegensei-

tig um den Hals und weinen und weinen, bis die Standuhr anfängt zu schlagen – jetzt müssen Sanne und ich aber ins Bett, es ist schon spät. Wir betteln und bitten um ein letztes Lied, um das mit der armen Mutter, deren Sohn im Meer ertrunken ist und den sie dann an Land gespült wiederfindet; auch das wird noch gesungen, aber es ist wirklich das letzte. Vater hat jetzt einen Kloß im Hals, es ist sein Lieblingslied und er bringt kaum den Text heraus. Ja, so sieht ein gemütlicher Sonnabend bei uns aus, das Fernsehen kann da kaum mithalten.



Vater schneidet die Hecke. Er steht auf einer Leiter und schneidet die Oberkante, hier und da reißt er einen großen Ast heraus und wirft ihn mir vor die Füße.

»Kann ich dir helfen?«, frage ich ihn. »Darf ich die Heckschere mal ausprobieren?«

Ich habe es schon mal versucht, es war gar nicht so schwer.

»Heute nicht«, erwidert er, »die Zweige sind zu dick. Aber du kannst schon mal harken.«

Ich fange sofort an. Die Äste sind wirklich dick, ich sehe ein, dass ein Erwachsener nötig ist, um sie durchzuschneiden. Ein paar Zweige fallen auf die andere Seite der Hecke, auf den Feldweg, an den unser Garten grenzt.

»Soll ich die Äste auf der anderen Seite zuerst aufsammeln?«

»Nein, nein, fang ruhig hier an.«

Vater schneidet weiter, ich sammle die Zweige auf und sichte sie zu einem hohen Haufen. Mutter bringt uns ein Glas Saft und meint, wir wären ja schon ziemlich weit, sie

nennt uns Männer. Vater trocknet sich den Schweiß von der Stirn, leert das Saftglas in einem Zug und gibt ihr einen Klaps auf den Hintern. Ich tue so, als würde ich nichts sehen. Vor allem, als Mutter ihm den Klaps zurückgibt.

Kurz nachdem sie gegangen ist, hören wir auf dem Feldweg ein Auto. Vater erstarrt, es könnte Unannehmlichkeiten geben. Zumal wir mitbekommen, wie irgendetwas poltert und gegen die Karosserie schlägt. Der Wagen hält an und ein großer Mann springt heraus. Es kann sich nur um Schlachter Budde handeln. Ihm gehört die Weide an unserem Garten und es ist sein Feldweg.

»Zum Teufel noch mal ...? Habe ich dir nicht gesagt, dass du das lassen sollst?«, brüllt er über die Hecke.

»Was ist passiert?«, erkundigt sich Vater mit einer sonderbar kleinen und brüchigen Stimme. Er klingt überhaupt nicht wie er selbst.

»Überall auf meinem Grund und Boden fliegen Äste herum und einen habe ich gerade zwischen die Reifen bekommen.«

»Es wird schon ... ich komme sofort ...«

Vater tritt durch ein Loch in der Hecke auf den Feldweg und hilft, den Zweig aus dem Kotflügel zu ziehen.

»Entschuldige bitte«, stammelt er, »aber ich muss die Hecke doch schneiden.«

»Auf meinem Grund und Boden hat nichts herumzufliegen. Den nächsten Ast, den ich finde, steck ich dir in den Arsch und schlag ihn über den Kopf!«

Sein Sohn Nisse, der so alt ist wie ich, sitzt im Auto und feixt. Wieso sagt Vater nichts? Vater, der die Macht über die Worte hat? Irgendetwas scheint ihn zu blockieren, nur gut, dass er mich hat.

»Dann musst du ihn aber erst wieder rausziehen«, sage ich.

Budde schaut mich böse an und ich suche hastig Deckung hinter Vater.

»Was hat dein Bengel da gesagt?«

»Ich habe nichts gehört«, entgegnet Vater und dann lacht er! Das ist mutig. Na schön, er schaut dabei hinunter ins Gras, aber er lacht, während Budde danebensteht und zusieht! Nisse macht die Wagentür auf und kommt heraus.

»Lang ihm eine, Vater!«

Budde ist einen Kopf größer als Vater, er versetzt ihm einen Stoß, dass er ins Gras fällt. Es sieht total verkehrt aus, Vater verliert sogar sein Milchmannkäppi. Zum Glück kommt er rasch wieder auf die Beine, und ich laufe zu ihm und gebe ihm sein Käppi. Er setzt es auf, erholt sich einen Moment und sagt dann mit einer beinahe ruhigen Stimme: »Also, das machst du nicht noch einmal.«

Doch Budde macht es noch mal! Und damit nicht genug, als Vater auf allen Vieren liegt, tritt er ihm noch in den Hintern!

»Nun ist es aber gut!«, schreit Vater heiser und rappelt sich auf. Angst steht ihm jetzt im Gesicht. »Das ist ja ein Überfall!«

»So kannst du das nennen«, sagt Budde und packt Vater am Kragen. Das Milchmannkäppi fliegt wieder ins Gras, ich hebe es auf und drücke es fest an mich. Dann schleudert Budde Vater in die Hecke. Vater findet die Lücke und beeilt sich, auf unsere Seite zu kommen. Ich renne hinter ihm her und gebe ihm sein Käppi zurück; er klopft es erst ab, bevor er es aufsetzt.

»Ich bin jetzt auf meinem eigenen Grund und Boden«, erklärt er und ist nahezu wieder der Alte. »Hier kannst du mir nichts tun.«

Gut gesagt, denke ich, Vater hat die Macht über die Worte, und das bedeutet auch etwas, das bedeutet sogar *sehr viel*.

»So, meinst du?«, fragt Budde vom Feldweg her.

»Ja. Und ich habe das Recht, meine Hecke zu schneiden, jedenfalls soweit ich weiß. Auf meiner Seite.«

»Auf einen Scheiß hast du das Recht«, sagt Budde und kommt durch das Loch in den Garten. In unseren Garten!

»Ich will nicht, dass *meine* Hecke geschnitten wird, und es haben auch keine Zweige dort herumzuliegen, wo ich vorbeikomme, geht das wohl in deinen Schädel?«

»Das hier ist mein Grundstück, hier kannst du mir nichts tun«, wiederholt Vater.

Budde schubst ihn, dass Vater ins Rosenbeet stolpert und schon wieder sein Käppi verliert. Er sticht sich an den Rosen und seine Hand beginnt zu bluten.

»Ich ruf die Polizei«, heult er und nun taucht Nisses Kopf in dem Loch in der Hecke auf.

»Tret ihm noch mal in den Arsch, Vater!«

»Wir rufen die Polizei!«, schreie ich und fange an, Budde ans Schienbein zu treten. Er rührt sich nicht, sondern schaut mich nur einen Augenblick an, als überlege er, auch mir eine Abreibung zu verpassen.

»Du hast Glück, dass du noch nicht konfirmiert bist«, sagt er. »Ich schlage niemanden, der noch nicht konfirmiert ist.«

Ich trete ihm ein letztes Mal ans Bein, dann nehme ich meinen Vater bei der Hand und zerre ihn hoch zum Haus. Wir drehen uns erst um, als wir oben an der Hintertür sind. Glücklicherweise sind sie verschwunden.

»Wir rufen jetzt die Polizei, nicht wahr?«

Vater antwortet nicht, er setzt sich auf eine Kiste mit leeren Flaschen und beginnt sich die Dornen aus der Hand zu ziehen. Ich entdecke auch an meiner Hand Blut, aber das liegt natürlich daran, dass ich Vaters Hand gehalten habe.

Wieso sitzen wir hier herum, als würden wir uns verstecken? Worauf warten wir noch?

»Wollen wir nicht rein zu Mutter?«, frage ich.

Doch er bleibt sitzen und fummelt weiter an seiner Hand. Sein Haar ist völlig zerzaust – und das Milchmannkäppi, wo ist das? Es muss im Rosenbeet liegen, aber ich will es jetzt nicht holen, ich will Vater jetzt nicht allein lassen. Und ich verstehe nicht, warum wir nicht hineingehen, wieso wir so lange hier sitzen und vor uns hinstarren.

»Deswegen musst du nicht weinen«, sagt er, und erst jetzt bemerke ich, dass mir die Tränen fließen.

Es ist eine regelrechte Erleichterung, als Sanne mit ihrer Schultasche auf dem Fahrrad um die Ecke biegt.

»Was ist passiert?«, erkundigt sie sich und schaut auf Vaters blutige Hand.

»Nichts«, erwidert er.

Merkwürdig, aber als ich höre, wie Vater Mutter und Sanne erzählt, was passiert ist, klingt es weniger gefährlich, als ich gedacht hatte. Sanne findet es total lustig, was ich zu Budde über den Ast gesagt habe, nur Mutter versteht es nicht. Zumindest lacht sie nicht.

»Sollten wir nicht die Polizei rufen?«, fragt sie und wringt ein Geschirrtuch.

»Ich weiß nicht«, murmelt Vater, »lasst uns ruhig Blut bewahren.«

»Er hat dir in den Hintern getreten«, sage ich, denn das hat er vergessen zu erzählen.

»Verdammt, der gehört doch eingesperrt!«, ruft Sanne. »Das ist ein Gewaltverbrecher, damit darf er doch nicht durchkommen!«

Vater schmunzelt, wie so oft, wenn sie sich aufregt. Aber er lacht nicht, als Mutter ihm Jod auf die Wunden an seiner Hand träufelt, so viel sehe ich doch.

»Glaubst du, die Polizei würde es nicht ernst nehmen?«, fragt Mutter.